

**Aram Perennio**

**Die  
Metamorphose  
der Elisabeth**

**Die Wandlung der Kaiserin  
Elisabeth von Österreich**

Der Herrscher und sein gesamtes familiäres Umfeld untersteht somit der Forderung, die allzu menschliche Neigung zur Vernachlässigung des Guten überwunden zu haben. In hoher Disziplin, in beständiger Übung das Beste anzustreben und dabei die Gesamtheit, also Land und Volk als das Ganze zu lieben, wahrhaftig zu lieben, ist die immens große Aufgabe im vorbildlichen Sein.

\*

Nun begann für Elisabeth eine neue Phase im Jenseitsaufenthalt mit den Analysen ihres persönlichen Lebens. Sie bekam ein Appartement im Sanatorium, wo sich im Erdgeschoß auch zahlreiche Konferenz- und Konversationsräume für Einzelberatungen befanden. Dr. Aretè hatte in diesem Gebäudekomplex mit vier großen Häusern rund um einen stillen Innenhof ihre Ordination. Elisabeth konnte hier zudem auf Personal zählen - nicht so zahlenstark wie im Leben, doch immerhin wurde sie von zwei dienstbaren Geistern sehr herzlich und aufmerksam umsorgt.

Dr. Aretè erklärte ihr was vorgesehen war: Alle Begegnungen, Handlungen und Reaktionen, sowohl im Selbst als auch bei anderen Menschen werden wie unter einer Lupe genauer betrachtet und besprochen. Bei diesen Kommentaren über ihre vergangene Erdenzeit sind jeweils zumindest drei Personen zugegen. Meist wird Dr. Aretè selbst als persönliche Betreuerin und medizinische Fachkraft anwesend sein, dazu kommt auch noch ein zusätzlicher Psychologe sowie ein Schriftführer für die Handhabung der jenseitigen Lebens- bzw. Tagebücher mit den Aufzeichnungen

über diverse Besonderheiten oder Vorkommnisse. Elisabeth darf ihr gegenüber eine wohlwollende Haltung voraussetzen.

Die Gespräche werden nicht im Sinne einer für Elisabeth anklagenden Sitzung aufgefaßt, sondern sind erkenntnisfördernd geplant. Es wird die Einsicht in die Frage angestrebt, warum ein Geschehen in den zugrunde liegenden Strukturen bestimmte Richtungen nimmt und welche Lehren oder Botschaften Elisabeths Leben enthält.

Dr. Aretè betonte, daß die wichtigsten Erfahrungen kaum jemals im selben Moment wirklich begriffen werden. Das Verstehen kommt, wenn überhaupt, meist erst später, oft sogar viel später. Man müßte die Abgeklärtheit besitzen, das eigene Leben als Drehbuch zu verstehen und ständig kritische Fragen stellen: Was soll in dieser Szene ausgesagt werden, welchen Sinn haben einzelne Zeichen und Bilder; wohin führt die Situation, welche Wirklichkeit ist geplant? Die Rolle des Standortes, der Moment, Denken und Sprache haben gewiß eine tiefere Bedeutung.

In besonderem Maße trifft das auf Gefühle zu, die auf Erden für die breite Allgemeinheit in ihrer wahren Erscheinungsform geistig unerfaßt bleiben. Das gilt auch für die Königsdisziplin des Wissenswerten und Erlebbaren, die höherwertige Form von Liebe. In der geistigen Aufarbeitung des Lebens wird sie zumeist am Rande erkannt und erfaßt.

Aus den einzelnen Szenen von Elisabeths Leben sollen die Analysen helfen, Einiges von der Bewußtseinsreise besser zu verstehen. Theoretisch gelangt Elisabeth

damit an das Ziel ihres irdischen Strebens nach dem Ergründen von Wahrheit. Hier, nach ihrer letzten Flucht, kann sie also *Das Wirkliche* finden.

Dr. Aretè riet Elisabeth, sich auf die bevorstehenden Gespräche zu freuen, denn die gesamte Betreuungssystematik war dem Beantworten von Fragen zu jenen Situationen gewidmet, die auf Erden zu Problemen geführt hatten. Elisabeths Wissensdurst würde befriedigt werden und sie darf damit rechnen, als Persönlichkeit in jeder Hinsicht eine Bereicherung zu empfinden. Das von ihr im Leben so häufig zitierte Undurchschaubare sollte erklärt und besprochen werden.

Die eingemauerte, noch sehr starre Elisabeth verstand das nicht. Freuen? Jeder Gedanke an Freude war ihr fremd. Sie stand dem gesamten Vorhaben voller Trauer im Herzen gegenüber. Emotionen würden vielleicht eher im negativen oder pessimistischen Sinn zu erwarten sein. Dieses Programm einer Aufarbeitung mochte vielleicht für Psychologen interessant sein, die ihr gegenüber mit ihren theoretischen Kenntnissen in einer überlegenen Position standen.

Doch das war keineswegs so. Ein tieferer Sinn sollte auf die Entdeckung von höherwertiger Liebe als ein persönliches Konzept fokussiert sein, das Elisabeths Existenzgrundlage genau entspricht. Das verstand sie allerdings überhaupt nicht. Die Erklärung, daß jeder Mensch wirklich geliebt werden und dabei völliges Vertrautsein erleben möchte löste in ihr Unbehagen aus. Natürlich ist dieses Prinzip in der Ehe theoretisch erfüllbar, wenn die Bedürfnisse nach Nähe und Liebe gestillt werden können. Somit würden in Gesprächen

die Beziehung zu Ihrem Ehemann, zur Familie und vor allem auch der gänzlich verunglückten Situation mit ihrem Sohn erfaßt werden.

An den Terminen führte man Elisabeth in einen Raum, wo auf der Breitseite einer Wand lebendigste Szenen aus ihrem Leben zu sehen waren. Die Experten kommentierten Einiges zu Details, an die sich Elisabeth oft gar nicht mehr erinnern konnte. Es wurden, immer in freundlichem Ton, höflich und keinesfalls vorwurfsvoll, vor allem die rundum ausgelösten Gefühle besprochen. Daß sie dabei Freude empfinden sollte, empfand Elisabeth nun als zynisch: Warum denn erst jetzt und hier eine Aufklärung erfolgt wo sich nichts mehr am Ergebnis ändern oder korrigieren läßt – das war eine empörte und auch immer wieder von Elisabeth ganz verzweifelt gestellte Kardinalfrage.

So konnte sie sich nicht zu positiver Geisteshaltung und Zuversicht durchringen; sie gab sich gebrochen, in der Seele und auch äußerlich verletzt. Zu einem Lächeln konnte sie sich ebenso wenig aufraffen wie zum Empfinden von Hoffnung.

Dr. Aretè klärte sie darüber auf, daß sich alles ändern wird, wenn sie zu einer konstruktiven Haltung findet. „Wozu und wie soll das gelingen?“ antwortete Elisabeth entmutigt. Dr. Aretè erklärte ihr, daß ein Verlangen nach wahrer Heilung durch Liebe in jedem Mensch unauslöschlich verankert ist, denn es gehört zum Wesenskern unseres immerwährenden Seins, also zum Bedürfnis unserer Seele. Damit seien alle guten und aufbauenden Gefühle erweckt; man bringt sie aus dem Jenseits mit auf die Erde, um sie dort zu vertiefen

oder zumindest zu bewahren. Dieser Aspekt sei jedoch so gut wie unbeleuchtet und unbeachtet.

Die Aufgabe, daß vor allem die wahre Liebe zu hegen und zu pflegen wäre, daß man sich in vertiefter oder höherwertiger Liebe stets bewähren soll und voller Disziplin an ihrer Erhaltung zu arbeiten hat, schien Elisabeth in ihrer Ehe nicht bewußt geübt zu haben, um es dezent auszudrücken.

Vorwürfe in diesem Zusammenhang waren berechtigt, sie ließen sich nicht anders darstellen als Verfehlung. Psychologen lasen Elisabeth endlos lange vor, wie innig der Kronprinz von Kindheit an seine Mutter geliebt hatte - er war gleichsam zum Bersten voller Zuneigung und größter Bewunderung für seine Mamà vor den Gemälden von Elisabeth gestanden.

In unverständlicher Weise hatte Elisabeth es verabsäumt darauf zu achten, in welcher hingebungsvollen Weise ihr Sohn bereits früh seine Gefühle zu ihr zum Ausdruck brachte. Er hatte jedoch bei seiner stets flüchtenden, desinteressierten Mutter keine Chance genügend Zuwendung, Aufmerksamkeit, Zärtlichkeit, Lob und Anerkennung, Zeit für Gespräche, selige Zweisamkeit zu erhalten.

Bis zu seinem Tod verabsäumte es Elisabeth, ihrem Sohn zumindest in geistiger Zwiesprache jeden Tag das Beste zu wünschen, an ihn in ehrlicher Weise Worte der Liebe zu richten. Eine der Beraterinnen brach bei den Analysen in Tränen aus, als dieses Thema mit Elisabeth besprochen wurde. Die ehemalige Kaiserin konnte also nicht behaupten, daß man ihr gegenüber aggressive Strenge beim Aufdecken ihrer Verfehlungen zeigte; es

war vielmehr das aufrichtige Bemühen gegeben, im Bewußtsein von Elisabeth das Lieben als wichtigstes Gefühl zu besprechen, in angemessener Weise ein Verständnis für den liebenden Weg in ihr zu wecken.

Anderenorts hätte Elisabeth in stolzer Verweigerung der Wahrheit jedwedes Gespräch abgebrochen – das war hier nicht möglich. Zu den verzweifelten Schritten ihres Sohnes in einer abwärtsgerichteten Spirale wären ihr Namen von anderen Schuldtragenden eingefallen.

Jetzt warf sie aber dem Jenseits abermals wie schon oft vor, Maria Elisabeth zu früh entlassen und damit all das Unglück verursacht oder ihr aufgebürdet zu haben. In einem ungeklärten Gemengezustand litt Elisabeth an den Blicken auf ihr folgenreiches Defizitverhalten.

Nämlich: Sogar wenn Elisabeth – selten genug – mit dem Kronprinz im Ausland, wie etwa in England, unterwegs war, empfand sie es als peinlich, bereits einen erwachsenen Sohn zu haben und verletzte ihn oft grundlos mit herabsetzenden, herzlosen Gesten oder Äußerungen. Nervös besorgt um ihren Ruf als jugendlich wirkende ‚Amazone‘ auf Jagden, wollte sie vor ihren Verehrern, insbesondere vor Captain Bay Middleton, nicht als bereits dreiundvierzigjährige Mutter gelten. Der Thronfolger betrachtete diesen Jagdbegleiter Elisabeths wohl zu Recht als Rivalen um die Gunst seiner Mutter, die er in England kaum zu Gesicht bekam, genau wie in Wien.

Natürlich durfte man die Entgleisungen Elisabeths als Mutter in einer fehlgelenkten Reaktion auf die eventuell ihrerseits viel zu geringe wahre Liebe in der Ehe verstehen. Umso schwerer wog der Disziplinmangel in

der Mutterrolle. Die Qualität der Ehe bestimmt zwar bis zu einem gewissen Grad die Beziehung zu den Kindern. Doch auch stark frustrierte Partner bewähren sich als Elternteil in verständnisvoller Güte und Zuwendung, wenn sie eine außerordentliche Reife in ihrer inneren Persönlichkeitsentwicklung erreicht haben. Im chaotischen Seelenzustand von Elisabeth aber fehlte so ein Halt und es gab ganz offenkundig niemand, der in ihr einen sinnvollen Korrekturweg anregen konnte.

Im Rückblick gesehen wäre die einzig effiziente Lösung der Problematik dieser komplexen, sich ausgeweiteten Situation eben das Vermeiden der Ehe gewesen. Dem gegenüber bestand allerdings die Chance, eine charismatische weibliche Persönlichkeit in einer Vorbildrolle an der Spitze des Imperiums aufzubauen. Doch diese Perspektive scheiterte ebenfalls; wie allseits bekannt an der beharrlich verweigerten Bereitschaft von Elisabeth, den vielfältigen Aufgaben einer Kaiserin pflichtbewußt nachzukommen.

Es war somit völlig berechtigt, in umfassenden Analysen und Expertengesprächen das Rundum-Versagen in Bad Ischl, Wien und Laxenburg unter die Lupe zu nehmen. Wenn im Jenseits eine höherwertige Liebe als erreichbarer Seelenzustand die Norm ist und zugleich ein scheinbar großes Beobachtungsinteresse am guten Geschehen auf Erden gegeben ist, ergibt sich natürlich die Frage, warum in der so bedeutsamen machtpolitischen Position von Elisabeth die Schalthebel zur Bewahrung vor Kriegen sowie unendlichem Leid unbeteiligter Menschen nicht in besserer Weise gestellt waren.



Elisabeth versuchte mit ihrem Beraterteam und auch mit Dr. Aretè genau das zu klären – sie sah sich als unwissende Einzelperson einem personenstarken Kollegium von wissenden Organisatoren zur Kritik übergeben.

Auch gegen den Vorwurf von Mangel an Liebe wehrte sich Elisabeth. Wie hätte sie als Jugendliche von fünfzehn Jahren mehr als eine recht kurze Verliebtheit aufbringen können? Demgegenüber setzte ihr Ehemann nachweisbar viele Gesten tieferer Liebe – mit dem Einsatz unermesslicher Kosten für den Bau persönlicher Refugien von Elisabeth ebenso wie für ihre teuren ausgedehnten Reisen.

Die Idealkonstruktionen von der Königinwürde, der erneuerten Eva, der Gralhüterin, der Reinen und der Mütterlichen – Elisabeth hatte ohne entsprechende Hilfe solche Ebenen nicht erreicht. Tatsächlich kann man fast ironisch sagen, daß sie an ihren zugeordneten Aufgaben gleichsam hochaufgerichtet im Sattel vorbei geritten ist.

In gewisser Weise war sie auch im Jenseits noch nicht vollends bei der Sache. Sie zeigte manchmal guten Willen, bisweilen aber erheblichen Widerstand, oft großes Unverständnis und immer wieder Müdigkeit. Das Thema Höherwertige Liebe und ein inneres Strahlen war ihr noch gänzlich fremd. Bisweilen empfand sie Rührung, daß man sich ihr so kontinuierlich und aufmerksam widmete. Begeisterung für das nachträgliche Verstehen und geistig-seelische Optimieren von Situationen konnte sie aber einfach nicht aufbringen.

Als materielle Entgleisung wurde Elisabeths Sucht diskutiert, sich mit den Mitteln des großzügigen Kaisers selbst spendefreudig zu geben und Jedem, dem sie wie etwa in Irland (bei ihren in England diplomatisch nur schwer zu rechtfertigenden Jagdaufenthalten) auch nur flüchtig begegnete, teure Geschenke überreichen ließ; lediglich um sich beliebt zu machen.

Wenn Elisabeth in England und in Irland Schlösser mietete, mit großem Personalstab unterwegs war, sündteure bauliche Veränderungen in Auftrag gab, darüber hinaus aber auch noch aufwendige Adaptionen beanspruchte, war das noch längst nicht alles, was an sämtlichen Kosten anfiel. Im Nachhinein war es selbst für Elisabeth nicht so leicht faßbar, was sie verlangt und durchgesetzt hatte.

So manche Details am Rande fielen nur durch die achtsame Buchführung in der Hofburg ins Auge:

Nonnen und auch Kinder hatten Taschentücher für Elisabeth mit unendlichem Zeitaufwand bestickt. Während der Jagden warf sie diese nach nur einmaligem Gebrauch achtlos weg. Arme Dorfbewohner suchten dann die Gegend ab, um die Taschentücher einzusammeln und zu verkaufen. Elisabeth wußte das und glaubte damals, auf diese Weise sehr mildtätig zu sein.

Was hier bei den Analysen darüber gesagt wurde, klang völlig anders, als sie es erwartet hätte. Aber dieses Mißverstehen von Elisabeth, ganz an ihre Luxuswelt gewöhnt, war nur ein Detail vom

Randbereich ihres Lebens – der lange, endlose Reigen von notierten Vorhaltungen schien nicht zu enden.

Umso intensiver benötigte Elisabeth Trost und Zusprache von Dr. Aretè, aber auch die Zuwendung von dienstbaren Geistern im Umfeld. Noch immer, auch hier im Jenseits, nahm sie personellen Einsatz für die Umsorgung ihrer Person in gewohnter Selbstverständlichkeit in Anspruch.

Die Betreuung – ähnlich wie auf Erden – war unbedingt notwendig. Denn auch während des ‚Schlafes‘, der im Jenseits eigentlich ein bildhaftes Sinnieren, ein Zwiegespräch mit dem Selbst ist, bleibt man erklärenden Wahrheiten in den Analysen ausgesetzt. Das Selbst-Erleben geschieht also in permanenter Folge. Man sieht sich als Darsteller entweder auf der Bühne oder in einem Film, manchmal als Hauptdarsteller, manchmal in einer Nebenrolle und kann jedes Detail angespannt verfolgen.

Wirre Gedanken, wie sie auf Erden nahezu Jeder einmal oder sogar öfters hat, unerklärliche oder auch unheimliche Gedanken, sind wie in Alpträumen sehr deutlich wahrzunehmen oder sogar noch plastischer. So bekam Elisabeth im Traum oder auch real im Sanatorium starke Angstgefühle, wenn sich ihr ein Unbekannter näherte – rasch oder langsam, beides empfand sie als bedrohlich. Einmal wehrte sie einen Handwerker ab, der neugierig auf sie zuschritt und wußte, wer sie einmal gewesen ist. Als ihr der Mann dann seine Hand, wohl für einen Gruß, entgegenstreckte, kratzte sie ihn mit einem Schlüssel und wurde panisch. Die Betreuerinnen mußten sie und auch den Verletzten versorgen.

Die Präsenz von Aufsicht ist zwar unauffällig aber somit doch ständig benötigt, da Selbstmordszenarien und gewalttätige Übergriffe als Erinnerungen aus dem Diesseits mitgebracht werden und im Jenseits blankes Entsetzen auslösen. Ein ‚Erwachen‘ aus gerade solchen Reminiszenzen ist dann natürlich mit Erschrockensein oder Trauer verbunden.

Selbst das Gegenteil – Erfreuliches, das Euphorie mit sich bringt – macht eine Form von Behütetwerden, insbesondere bei sehr sensiblen Personen unbedingt erforderlich. So ist die gesamte Atmosphäre geprägt vom ständigen Ordnen und absichernder Versorgung.

Genau dieses behütete Leben konnte Elisabeth in ihrem Alltag auf Erden rund um die Uhr beanspruchen, deshalb nahm sie die außergewöhnliche Form von privilegierter, sachter Geborgenheit im Jenseits nicht als Besonderheit wahr. Allseits wurde sie freundlich und gütig angehört, man antwortete ihr mit Geduld und in ruhiger Stimme, erfüllte all ihre Wünsche. Bisweilen provozierte sie das um sie bemühte Team mit ihrer Kritik am Jenseits, wohl um mit besänftigenden Worten beschenkt zu werden.

Ausgeglichenheit und Zufriedenheit erreichte sie vor allem in den Gesprächen mit Dr. Aretè, die auf Elisabeth stets ermutigend einwirkte und ihr häufig Musiktherapie verordnete. Teils waren das die im Jenseits geradezu göttlich erscheinenden Tonfolgen, teils auf Erden genial geschaffene Klänge – jeweils bis sie sich völlig ausgeglichen fühlte und heil genug war, um an den Analysen wieder teilnehmen zu können.

Man erzählte Elisabeth, daß in der griechischen Antike Bewegungen der Gestirne als Tonsystem verstanden wurden: Harmonie erzeugt Klänge im Kosmos, die sich im menschlichen Bewußtsein abbilden. Deshalb gilt die Musik als Sprache, die sowohl das Leiden als auch Reifen der Seele im Erdenleben lyrisch beschreibt und kunstvoll darstellt.

In sinnerfüllten Arbeitspausen führte man Elisabeth zu Musikern, zu Musikexperten und zu Komponisten, die Empfindungen während des Entstehens ihrer Werke erläuterten. Manche von ihnen hatte Elisabeth im Leben brüskiert, weil sie Aufführungen ignorierte oder nicht anwesend sein wollte. Mit recht fadenscheinigen Entschuldigungen ließ sie sich damals oft von ihren Verpflichtungen befreien. Niemand machte ihr hier dazu Vorwürfe. Im Gegenteil, man war erfreut, sie zu sehen und es kam zu klärenden Gesprächen.

Wirkliche Resonanz, starke Emotionen und innere Lebendigkeit löste in Elisabeth die Hinführung zur Volksmusik aus. Auf Chorgesänge und Veranstaltungen von Trachtenvereinen reagierte sie mit Begeisterung. Man vereinbarte für sie eine Begegnung mit dem Universitätsprofessor für Geschichte der Musik, Eduard Hanslick, der als österreichischer Musikästhet in der Monarchie als einflußreichster Musikkritiker galt.

Von ihm erfuhr Elisabeth nicht allein, daß der Begriff „Volkslied“ relativ spät, 1773 von Johann Gottfried Herder, geprägt wurde. Eduard Hanslick erzählte seiner Kaiserin posthum auch von den Volksliedsammlern und ihren Notenarchiven sowie Einiges über

die schönen Kärntner Lieder, die er während seiner Zeit als Jurist in Klagenfurt um 1850 selbst gehört hatte.

Die Besonderheit, von jedem starren Zeitbegriff befreit zu sein und zurück ebenso wie weit nach vor blicken zu können, nahm Elisabeth sehr gerne als konstruktive Gelegenheit wahr. So traf sie im 21. Jahrhundert einen Biologen, der Angaben zur Musik aus dem Jenseits gesammelt und auch wissenschaftlich dokumentiert hatte. Seine fachlichen Einsichten und Forschungsergebnisse entsprachen weitgehend genau allen Erlebnissen, die Elisabeth nun immer wieder in den Bann zogen. Die Musiktherapie, die man ihr hier angedeihen ließ, enthielt als ‚Medizin‘ oft überirdische Kompositionen um ihr ins Gleichgewicht finden zu helfen und sie aus seelischer Pein zu erlösen.

Erst im zweiten Jahrzehnt des dritten Jahrtausends, also bereits lange nach Elisabeths Tod, erfuhren Eindrücke von ‚himmlischer Musik in höchster Qualität‘ die gebührende wissenschaftliche Beachtung, wenngleich Ursprung, Herkunft und Zusammensetzung nicht als geklärt beschrieben werden konnten.

Manche Menschen hatten, ohne im Grenzbereich von Leben und Tod zu stehen, einfach unvermutet nach dem Erwachen am Morgen noch im Bett liegend, Klänge von geradezu unfaßbarer Schönheit gehört. Woher diese ‚Musikwolke‘ kam, war nie richtig einzuordnen. An Sterbebetten wurde sie in zarter und geradezu süßer Güte erlebt. Und aus dem Jenseits brachten wiederbelebte Patienten die verzaubernde Erinnerung an Variationen von Gesängen mit, die weit über jede Vorstellung von Wunderbarem hinausreichten. Für Musiker, die etwa für Filme oder diverse

Konzerte Melodien schaffen sollen, ist die Quelle des Jenseits oft der Hintergrund von Erfolg.

Auch Ausflüge in die Vergangenheit wurden für Elisabeth lebendige Ergänzungen zu ihren Lektionen über die Musik. Sie traf Geigenvirtuosen, Pianisten, Musikdirektoren, Dirigenten, Sänger und erfuhr viele Einzelheiten über deren Leben sowie Wirken. Die Widerhaken und Herausforderungen im Dasein besonders begabter Musiker, durchaus Seite an Seite mit besonderen Erfolgserlebnissen, gaben ihr zu denken. Fortan nahm sie dankbar und wißbegierig die offerierte Gelegenheit wahr, tiefer in die Welt der Musik vorzudringen und Einiges davon besser zu verstehen.

So sah es Elisabeth aus dieser Perspektive auch ein, daß sie selbst niemals in der Lage gewesen wäre, sich mit Einzelheiten in ihrem eigenen Leben genau und effizient auseinanderzusetzen. Alle entsprechenden Vorkommnisse, oft auch nur an einem einzigen Tag, objektiv zu betrachten war eine mühevolle Arbeit. Letztlich war sie froh, daß man sich so erschöpfend mit ihr beschäftigte. Im Leben hatte ihr niemand gesagt, was sie hier zu hören bekam, direkt und unverblümt; zugleich eröffneten sich ihr unschätzbare Möglichkeiten der Horizonterweiterung.

Doch ihre Dankbarkeit war keineswegs ein Dauerzustand, denn die Fortsetzung der Analysen aus ihrem Lebensalltag frustrierte Elisabeth.

Am schlimmsten war es, wenn sie selbst an Hand von Bildern die eigenen Handlungen kommentieren sollte. Oder wenn man ihr zeigte, wie einfache Ziegelerbeiter,

Kinder in Kohlenruben und Mägde auf Bauernhöfen leben mußten, Waisenkinder oder auch ‚in Schande‘ unehelich Geborene verhungerten oder darben, während sie oft ohne jeden Sinn und Verstand unendliche Summen für sich in Anspruch nahm.

Aus ihrer Sicht und der gewohnten privilegierten Position kam immer wieder die Weigerung hoch, sich beständig mit begangenen Fehlern oder Verstößen gegen ihre Aufgaben sowie Pflichten auseinanderzusetzen. Auch zeigte sie bisweilen recht wenig Verständnis dafür, wo sie sich nun *wirklich* befand und daß sie eigentlich das Leuchten aus dem Inneren heraus endlich zum Entfalten bringen sollte. Die Bewußtseinswesen trugen im Jenseits entsprechend ihrem Seelenstatus zart schimmernde Farben.

Diese Zuordnung wurde von Elisabeth oft herb ignoriert. Sie meinte, es ihrem Leben in der einsamen, solitären Position schuldig zu sein, kritisch gegenüber den hier getroffenen Seelenplänen und Aufgabenabsprachen aufzutreten. Zudem hegte sie noch immer Vorwürfe an eine Schicksalsmacht, die sich verborgen hielt und nicht zu erkennen gab. Um ihre so hartnäckig verweigernde Sehnsucht nach dem strahlend hellen Licht im Überirdischen doch noch sichtbar werden zu lassen, wurde Einiges an Mühen investiert.

Über das Leuchten der reifenden Seele sprachen die Berater immer wieder. Man zeigte Elisabeth im Palazzo Ducale in Venedig auch die Lichtvisionen des Hieronymus Bosch (er lebte von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis 1516) in seinen berühmten Gemälden, darunter mit dem Lichttunnel, durch den die Seelen ins



Jenseits gelangen, wo sie dann von wärmender Helle empfangen werden.

Inmitten so viel Aufmerksamkeit stehend, mannigfachem Wissen zugeführt, beklagte sich Elisabeth bisweilen darüber, den Analysanten ausgeliefert zu sein; sie beschwerte sich häufig bei Dr. Aretè daß sie gedemütigt und völlig ungerechtfertigt gemaßregelt werde.

Eine Krise eskalierte nach schwierigen Auseinandersetzungen mit ihrer persönlichen Schuld am Tod ihres Sohnes. Auf Erden durfte niemand nach der unglückseligen Jännernacht von Mayerling im Jahr 1889 in ihrem Umfeld seinen Vornamen erwähnen oder über den Erzherzog sprechen und hier wurde sie nun genau damit konfrontiert und gequält. Selbst in ungarischer Sprache verfolgte man sie mit all den vorliegenden Fakten. Das führte zu ihrem Zusammenbruch und man mußte die Analysen aussetzen. Elisabeth durfte an einem anderen Seminar teilnehmen, das eine besondere Heilpraxis vorführte.

Man traf einander auf einer der kleinen Mittelmeerinseln, wo Anthropologen die Arbeit mit dem europäischen Gong vorstellten, der im 3. Jahrtausend vor Christus bereits im nordgriechischen Dodona für Heilungsrituale eingesetzt wurde. Es mußte viel Theoretisches über das Bewußtsein und auch so Manches von der Qualität der Töne gelernt werden, ehe der Gong selbst erstmals angeschlagen wurde. In einer Bucht mit feinem Sandstrand, eingerahmt von hoch aufragenden Felsen, wurden Metaphern als Vorbereitung auf die heiligen Klänge interpretiert.

Die Landschaft bot eine schützende Szenerie für den zitternden und schwebenden Gongklang, der in uns Blockaden und Versteinerungen löst. Eine tönende Welt erschließt sich in der langen Bandbreite der Klänge. Laut oder auch leise angeschlagen nimmt der Gong uns zwar nicht die Arbeit für unsere Transformation ab, aber er inspiriert uns für den natürlichen Zugang zu den oft lange vermiedenen Fragen. Der Dialog mit inneren Räumen der Seele wird intensiviert.

Gongklänge regen an, sanfter zu werden – besonders wenn stets Dominanz und Distanz im Vordergrund des Verhaltens standen. Man kann warme Farben vor dem inneren Auge sehen und erfährt im Gefühl der Zeitlosigkeit Stille sowie Ruhe. Das Vertrauen in ein geborgenes Getragensein ist ein weiterer Aspekt von Wirkungen der Tonwellen. Wenn so vielseitige Aspekte zu berücksichtigen sind wird klar, daß man dieses alte, heilige Instrument nicht gedankenlos einsetzt. Es erreicht eine akkustische Reichweite, die in ihrer Dimension oft gar nicht erfaßbar ist.

Elisabeth sollte im persönlichen Eindruck von diesem Seminar als Aufgabe bekennen, was sie in den Gongklängen empfinden konnte. Auch was man zusätzlich gehört und gesehen, ja auch gedacht hat, wurde als wichtig bezeichnet. Sie hatte sich zu fragen, ob sie weiß, was sich in ihr veränderte und was sie gewinnen konnte. Der Erkenntnisweg in diesem Seminar sah einen Pfad mit vielen Stufen vor, die eine nach der anderen zu erklimmen war.

Natürlich lenkte die andere Umgebung Elisabeth ab von der Schwere, die sie zunehmend beim Blick auf ihr verfehltes Leben empfand. Die Gongklänge hatten ihr

zwar ein wenig Erleichterung verschafft und sie in mancher Hinsicht etwas beruhigt. Doch an der Realität ihres Versagens war nicht vorbeizublicken, nichts konnte das Ergebnis mildern. Weitreichende und langfristige Reaktionen waren viel zu gravierend. Nach der Rückkehr empfand Elisabeth die Wahrheit noch grausamer. Es war der gesamte Umfang der weiten Katastrophe, die sie verursacht hatte, immer deutlicher zum tragenden Thema angewachsen.

Sie schloß sich ein, ging nicht mehr zu den Beratern, fühlte sich zunehmend leer und verbrannt von der Scham ihrer umfassenden Schuld – und dabei gab es die niederschmetternde Gewißheit, daß nun unendlich lange die Analysen ihr Sein bestimmen würden; immer neue Leiden offerierend und stets ungeahnte Peinlichkeiten offenbarend.

Elisabeth konnte einerseits nicht mehr verstehen, wie sie sich so völlig ohne Zurückhaltung und würdevollem Anstand tagtäglich Verstöße gegen die einfachsten Regeln des gesellschaftlichen Lebens leisten konnte. Andererseits wuchs ihr Groll gegen das Aufdecken, gegen die ungerechte Aufbürdung von Absichten einer Maria Elisabeth, gegen den mangelnden Schutz davor.

Sie begann, das Meiste ihrem Ehemann anzulasten, der sie so überhastet in die Aufgabensituation ihrer öffentlichen Ehe hineingeholt hatte. Wo waren dabei seine Disziplin und der für sein Amt so geforderte Weitblick, seine Vorsicht und das kluge Überlegen geblieben? Das Abwarten, die abtastenden Gespräche und jegliche Beratung einfach auszuschalten erschien im Rückblick als schwerer emotionalbedingter Fehler.

Für ihre Fluchtgedanken und Extravaganzen hatte sie also wieder Entschuldigungen gefunden und sie stand somit erneut am Beginn der Rückschau. Ob es nun eine Begegnung mit Menschen oder aber deren Bewußtsein war – sie empfand eine quälende Rechtlosigkeit und Ohnmacht.

Elisabeth war auch gar nicht mehr sicher, ob dieses ihr Leben tatsächlich eine Wirklichkeit gewesen sein konnte. Lebte sie vielleicht jetzt in einem längeren Alptraum oder aber in einem ihr unbekanntem Modus von existentieller Verfaßtheit? Was war denn *wahrhaftig* los? Wie ließ sich die Einsamkeit auf Erden im Kreis ihrer engsten Lieben mit der absoluten Verlassenheit hier im Jenseits etwa vergleichen oder gar erklären?

In ihrer schmerzhaften Schwermut erlebte sie etwas Wunderbares: Sie meinte, plötzlich das angenehm lebenswarme Kurzhaarfell ihres Schäferhundes Adonis fühlen zu können und hatte den Eindruck, daß er seinen feinen Kopf in ihre Hand schmiegte. Elisabeth war tief bewegt und beglückt: Der kluge, weise, treue Adonis! Nie hatte er ihr eine Enttäuschung bereitet, nie auch nur den Anflug von Kummer, nie hatte er sie allein gelassen. Seine Schönheit war aufbauend, sein Wesen beruhigend, seine Existenz vermittelte Elisabeth auf Erden Sicherheitsgefühle. Adonis schien alles zu wissen, alles zu verstehen und auch alles Unwesentliche zu ignorieren.

Adonis hatte Elisabeth viel über das Leben gelehrt. Was im Menschsein als das Lebendige so selbstverständlich ist und scheinbar nicht überdacht werden muß – Adonis machte es sichtbar und brachte es Elisabeth in vielfacher Weise näher.

Hier im Jenseits hatte sie nie an Adonis gedacht, den sie um die Mitte der 1880er Jahre vom belgischen Königshaus geschenkt bekam. Einem Bauer war das Tier viel zu feingliedrig und zart für die Arbeit an seinem Hof gewesen, er fand den Rüden sehr empfindsam und zugleich gutwillig, zutraulich und anhänglich - auch Besuchern gegenüber; jedenfalls nicht aggressiv und mißtrauisch genug für eine Aufgabe als Wachhund. Als er ihn einem Arzt für die Behandlung seiner Frau in Zahlung geben wollte erkannte dieser die Besonderheit von Statur und Wesen des noch jungen Schäferhundes und beschloß, ihn dem Königspaar zu schenken.

Adonis wurde zum Vorfahr und zum Ahn von sehr edlen, schlanken, schönen belgischen Schäferhunden, die nun ihrerseits zu wachsamen, lebhaften, lernfreudigen, blitzschnell und mit herausragendem Springvermögen reagierenden Beschützern von Schafherden erzogen wurden.

Elisabeth erhielt Adonis, als er bereits fünf Jahre alt war. Man hatte ihn nicht als Hüterhund sondern feinsinnig im Familienanschluß des Trainers, niemals in einen Zwinger gesperrt, zum Personenschutz ausgebildet. Er hieß damals noch anders; Elisabeth aber wollte ihn wegen seiner stolzen Haltung, der schwarzen Maske, den hochaufgerichteten schwarzen Ohren und dem tief sinnig verständigen Blick aus wunderschönen honigbraunen Augen unbedingt Anubis nennen.

Ihre Töchter und auch ihr Sohn protestierten dagegen ganz energisch. Niemand wollte ständig an den altägyptischen Gott der Toten erinnert werden. Letztlich einigte man sich auf Adonis und Elisabeth